

Ganzen (was immer das auch sein mag) kapriziert, sondern dem es um eine politische Gestaltung von Welt hier und jetzt geht (Kap. 10). Ein solches Denken des Politischen macht den Fluchtpunkt der Untersuchung aus. Es findet sich dem Rekonstruktionsvorschlag des Buches folgend am ehesten bei Lefort, Laclau, Mouffe und, wiederum in Teilen, auch bei Rancière. *Marchart* erweitert die bei den genannten Autorinnen und Autoren vorgefundenen Überlegungen in zwei Hinsichten: Erstens entwickelt er eine Theorie minimaler Politik, die auch in kleinsten Protestregungen stattfinden kann, so sie nur an ein größeres Projekt im politischen Kampf um die hegemoniale Einrichtung der Verhältnisse, in denen wir leben, angebunden ist. Zweitens sucht er in Form einer politischen Ethik der Selbstentfremdung eine normative Orientierungshilfe zu formulieren, in deren Kern die Überzeugung steht, dass es uns als Bewohnerinnen und Bewohnern einer grundsätzlich ungewissen und umstrittenen Welt immer möglich sein muss, unsere Identität ebenso wie die politischen Strukturen, in die sie eingelassen ist, umzuarbeiten. So steht am Ende des Buches im Grunde ein politisches Plädoyer: Das Ringen um die politischen Strukturen, in denen wir leben, ist eine unendliche Aufgabe, an der teilzuhaben dennoch unbedingt geboten ist.

Oliver Flügel-Martinsen

Stollberg-Rilinger, Barbara (Hg.). *Ideengeschichte*. Stuttgart. Franz Steiner 2010. 235 Seiten. 19 €.

Die Ideengeschichte ist, namentlich in Deutschland, ein Sproß des historistischen Bewusstseins, das sich in seinen

Ursprüngen über Ranke bis Hegel zurückverfolgen lässt, an Traditionen und Autoritäten überaus reich ausgestattet und erkenntnisbildend weit in andere Wissenskulturen diesseits und jenseits des Großen Teichs hineinragend. Wer sich unter veränderten Zeitgegebenheiten anschickt, tragfähige Alternativen in die ideengeschichtliche Diskussion einzuführen, muss zwangsläufig einen Mehrwert an epistemologischer und methodologischer Plausibilität und Überzeugungskraft generieren und mobilisieren, um jenes festgefügte mächtige Theorienkonstrukt ernsthaft nicht nur herauszufordern, sondern darüber hinaus dessen Grenzen und Beschränkungen aufzeigen und den Nachweis der eigenen innovatorischen Kraft führen. So entsprach es dem Anspruch der Historikerin *Barbara Stollberg-Rilinger*, der Herausgeberin des vorliegenden Textbuches, in welchem sie in ihrer der Sammlung vorangehenden famosen, äußerst luziden, verständlich gehaltenen und verständnisvollen Einleitung ideentheoretische Konzepte präsentiert, die einesteils von programmatisch einflussreichem Rang sind, andernteils aber sich „ausdrücklich gegen die ‚Ideengeschichte‘ wenden und sich selbst gerade nicht als solche verstehen, die aber dazu beigetragen haben, dass Ideengeschichte heute nicht mehr so geschrieben werden kann wie vor fünfzig Jahren.“ (11).

In der Bestimmung von Ideengeschichte geht *Barbara Stollberg-Rilinger* von drei zentralen Prämissen aus: Erstens fasst sie „Ideengeschichte“ nicht allein als Darstellung der „grossen“ Denkinhalte eines tradierten Klassikerkanons auf, sondern als umfassende Matrix politischer Sprachfelder, Mentalitäten, Ideologien, Glaubensinhalte, Wahrnehmungspotentiale. Zweitens ist für sie

„Ideengeschichte“ „im allgemeinen Verständnis“ Teil der Geschichtswissenschaft (9). Und drittens ist sie unterschiedene Befürworterin einer strikten Kontextualisierung historischer Ideen-gebilde.

So finden sich – längst an bekannten Orten publizierte – Texte von *Arthur O. Lovejoy*, dem klassischen Vertreter einer interdisziplinär formulierten „History of Ideas“ mit dem Anspruch der Erörterung der „fundamentalen“ Probleme des Denkens über die Epochen hinweg; von *Quentin Skinner* und *John G. A. Pocock*, den Anführern einer kontextorientierten bzw. sprachphilosophisch inspirierten Ideengeschichte; von *Reinhart Koselleck*, der mittels der – zusammen mit Brunner und Conze – veranstalteten Enzyklopädie der „Geschichtlichen Grundbegriffe“ die Verbindung von Begriffs- und Sozialgeschichte herzustellen suchte; von *Thomas S. Kuhn*, dessen Paradigma-Konzept die Historiographie der (Natur)Wissenschaften revolutionierte und diese nicht allein als eine lineare Erfolgsgeschichte auffasste; von *Georges Duby*, der die Mentalitätsgeschichte, wie sie bevorzugt von Frankreich ihren Ausgang nahm, autoritativ mitprägte; von *Michel Foucault* mit seiner Diskurstheorie; schließlich von *Niklas Luhmann* mit seiner Verknüpfung von Systemtheorie und gesellschaftlicher Semantik. Die Herausgeberin gibt freimütig zu, dass persönliche Vorlieben wie Schwerpunktsetzungen ausschlaggebender Maßstab der Auswahl waren. Nun lässt sich, wie sie selbst einräumt, an jeder Auswahl herummäkeln. Das sollte man ihr hoch anrechnen. Aber ihr zum Trost: Noch immer gilt in einem solchen Falle sinngemäß der Grundsatz: *De gustibus non disputandum*.

Stollberg-Rilinger erwähnt die zentralen Eckpfeiler der verschiedenen Theoriekonzepte, verleugnet nicht die vorgebrachten Kritikpunkte, zieht aber letztendlich eine positive Bilanz, indem sie die Attraktivität der einzelnen Ansätze für die Ideengeschichtsschreibung unterstreicht. An *Lovejoy* und seiner Schule schätzt sie den internationalen Zuschnitt und die interdisziplinäre Offenheit (15). An den Postulaten der Cambridge-Schule fasziniert sie nicht nur die Anschauungsweise der Kontextualität, sondern auch das Verschmelzen von Idee und Realität in Gestalt einer sprachlichen Handlung. Das war eine Angriffsfläche der Kritik, die das Verhältnis von Diskursen und nicht-diskursiver Realität als unklar empfand. Beim Projekt der „Geschichtlichen Grundbegriffe“ hebt sie eher Brunners Entdeckung hervor, dass mit modernen Staats- und Herrschaftsbegriffen der Analyse mittelalterlicher Ordnungsstrukturen nicht beizukommen sei. Das *Koselleck'sche* Theorem von Begriffsgeschichte sei eher von „defensivem“ Charakter, da es auf eine Sozialgeschichte bezogen bleibe, die die Dokumentierung der sich wandelnden Alltagssprache als Quellenart nicht mit einbezogen habe. Bei *Kuhn* erkennt sie die Verknüpfung von epistemischen und sozialen Entitäten in der Entwicklung einer Wissenschaft als erheblichen Fortschritt an, verhehlt aber nicht den erhobenen kritischen Einwand eines fehlenden rationalen Wahrheitskriteriums. Die französische Mentalitätsgeschichte habe ihre Güte dort, wo Symbolsysteme, Wahrnehmungsmodi oder Medien unbewußt das individuelle Handeln beeinflussten. Die Kritik an ihr ist unter anderem repräsentiert durch die Annahme, dass die Mentalitäten „allzu homogen und unveränder-

lich“ erscheinen (32). Die Herausgeberin verdeutlicht die „Wirkmächtigkeit“ der Diskurstheorie *Foucaults* hinsichtlich der Gender Studies und Post-colonial Studies, erkennt aber das Dilemma, dass nicht-westliche Historiker sich einer europäischen Idee bedienen, um sich von der europäischen Perspektive zu emanzipieren (35f.). Und *Luhmann* ist für sie derjenige Theoretiker, der die Veränderbarkeit des gesamten semantischen Apparats der von den Begriffshistorikern so genannten „Sattelzeit“ nur beschrieben, nicht aber erklärt habe. Diese Transformation erfolge nach *Luhmann* synchron mit der Transformation von einer stratifikatorischen hin zu einer funktionalen Differenzierung. Benannt wird das Fehlen der Verbindung von der abstrakten Höhe zur konkreten Tiefe.

Stollberg-Rilinger darf indes der Kritik nicht vergällen, wenn diese Alternativen anmeldet. So wäre vielleicht *Luhmanns* Ansatz gesellschaftlicher Semantik durch die Präsentation seines Vortrags „Ideengeschichte in soziologischer Perspektive“ eindrucksvoller zur Geltung gekommen. Ob *Kuhn* als Revolutionär der Wissenschaftsgeschichte insgesamt durch seinen Paradigma-Begriff hier am richtigen Platze ist, kann man problematisieren. Wenn schon paradigmatisch, dann hätte Geertz einen Abdruck verdient, der mit seiner fast charismatischen Methodik der „dichten Beschreibung“ unter kontextorientierten Kulturalisten beinahe schon mystische Größe erreicht hat – zumal unter diesen Historikern Konsens darüber herrscht, dass Anthropologie wie Ethnologie zu neuen Leitdisziplinen der Geschichtswissenschaft aufgestiegen sind. Schließlich hätte es der Sammlung nicht schlecht angestanden, einen Text von Collingwood aufzuneh-

men, zumal *Skinner* sich von ihm inspirieren ließ und sich mehrmals kritisch auf ihn bezieht.

Doch das sind Kleinigkeiten gemessen an dem, was als ein echter Mangel empfunden werden kann. Die ausgewählten Theoretiker bestechen innerhalb der Geschichtswissenschaft, nicht nur in der Ideengeschichte, durch eine Omnipräsenz, durch die sie realiter zu kanonischen Ehren gelangt sind, ein Vorgang, dem in zweifacher Hinsicht Gefahren inhärent sind: erstens, dass das zu dogmatischen Verhärtungen führen kann, zweitens, dass erkenntnisfördernde Alternativen übersehen werden und daher für die Diskussion verlorengehen. Ich möchte nur ein betrübliches Beispiel geben: Es ist nachgerade frustrierend, mit ansehen zu müssen, dass das methodologische Konzept des wahrscheinlich besten Philosophiehistorikers deutschsprachiger Zunge nach 1945, Dieter Henrichs Konstellationsanalyse, im Rahmen der Diskussion einer modernen Ideengeschichte unter den Tisch fällt und nicht für rezeptionswürdig befunden wird (das gilt betrüblicherweise auch für die Politikwissenschaft). Immerhin gibt es Parallelen zu *Skinner*s Kontextualismus. Gewiß, Henrichs Motivation ist eher philosophisch begründet. Und nach seiner Selbstbeschreibung versteht er sich eher als Philosophiehistoriker „wider Willen“. Seine Konstellationsanalyse stellt primär ab auf die Weitergabe der Kantschen Prinzipien und deren Umprägung in den idealistischen Systemen von Fichte bis Hegel über eine intellektuelle Konstellation von Zwischenträgern, so genannten „kleineren“, aber überaus wichtigen Figuren, räumlich eingrenzbar auf die Universitäten Tübingen und Jena (das „Jena-Projekt“). Um diesen Gedanken-

gang zu rekonstruieren, sucht Henrich über die etablierte Ideen-, Philosophie-, Problem- und Sozialgeschichte hinaus zu gehen, um unter anderem auf rhetorische Konventionen, soziale Gruppenzugehörigkeiten, institutionelle Gegebenheiten, Debattenkulturen abzustellen (vgl. 24). Schüler von ihm wie Martin Mulsow haben diesen Ansatz auf Phänomene der frühneuzeitlichen Geistesgeschichte angewandt.

Stollberg-Rilinger hat sehr euphemistisch dargetan, dass die von Historikern betriebene Ideengeschichte „tendenziell in einer allumfassenden historischen Kulturwissenschaft“ aufgehe (10f.). Wenn das der Fall zu sein scheint, dann sollte auf die Problemkomplexe hingewiesen werden, die eine auf Kontextualisierung zielende Historie nur sehr dürftig und unvollkommen oder erst gar nicht in den Blick nimmt. Es ist ihr als Anhängerin dieser Art von Geschichtsschreibung hoch anzurechnen, dass ganz zum Schluß ihres einleitenden Essays das Thema der aktuellen Handlungsrelevanz vergangenen Denkens angeschlagen wird – wenn auch nur *in nuce* und auf halbem Wege steckengeblieben. Sie sieht völlig richtig, was es mit dem „Lernen aus der Geschichte“ auf sich hat, wenn immer weiter und weiter kontextualisiert bzw. historisiert werde. Das ist der erste große Komplex, der unproblematisiert und bei dem die Diskussion im Grunde immer noch erstarrt im Angesicht eines vielbeschworenen, doch notorisch missverstandenen Hegelzitats. Für die historischen Wissenschaften hat sie die Bedrohung der Marginalisierung vor Augen. Nicht zu Unrecht, berührt doch dieser Aspekt die uralte Frage: Wozu noch Historie? Ein anderer Komplex ist der Theoriengebrauch: Wie lassen sich historische

Phänomene und moderne Theorienkonstruktionen vereinbaren? Ein Fall von Generalisierung, sprich: Dekontextualisierung? Hier kommt alles auf die Forschungspraxis am konkreten Gegenstand an. Die präsentierten „overarching theories“ müssten so zugerichtet werden, dass sie auch angemessen einsetzbar wären. An dieser Stelle wird das Problem der Operationalisierung virulent. Wie steht es mit dem Organon der Kritik, wenn diese mehr sein will als Quellenkritik? Wo kommen ihre Maßstäbe her – aus der Epochenimmanenz oder aus deren Transzendentalität? Und wie begründet sich das Ziel von Kritik im Sinne von reflektierter Prüfung der historischen Gegebenheiten? Wie steht es mit dem Kriterium des Urteilens, der Beurteilung historischer Phänomene? Auch hier stellt sich die Frage nach den Maßstäben. Historischen Wissenschaften wird doch Orientierungscharakter zugeschrieben – doch bezogen auf den Menschen der Gegenwart. Da bleibt die Frage: Orientierung woraufhin?

Insoweit liegen im Blick auf den Orientierungscharakter Historie und Politikwissenschaft gar nicht soweit auseinander, wie *Stollberg-Rilinger* Glauben machen möchte. Sie rezitiert ein Selbstverständnis der Politikwissenschaft als Handlungs- und Orientierungswissenschaft, die in einem permanenten Aktualisierungsbezug steht und die zur Legitimierung ihres jeweiligen Erkenntnisinteresses historische Texte kalkuliert einsetzt. Ideengeschichte wird so zu einer „dienenden Funktion“ (9). Das sei aber mehr „Ideenpolitik“ (16). Aber ist die Geschichtswissenschaft – bei allen objektivistischen Ansprüchen – letzten Endes nicht auch ein „politisches“ Unternehmen, wenn

auch nur in anderem epistemologischen Gewande?

Arno Mohr

Politisches System der Bundesrepublik Deutschland

Faas, Thorsten. *Arbeitslosigkeit und Wählerverhalten. Direkte und indirekte Wirkungen auf Wahlbeteiligung und Parteipräferenzen in Ost- und Westdeutschland*. Baden-Baden. Nomos 2010. 510 Seiten. 79 €.

Die drastisch gestiegene Arbeitslosigkeit aufgrund der Weltwirtschaftskrise gehört noch immer zu den Standardklärungen für den Untergang der Weimarer Republik und die Machtergreifung der NSDAP in den 1930er Jahren. Auch die aktuellen massiven politischen Unruhen in Nordafrika werden unter anderem auf die hohe Jugendarbeitslosigkeit in der Region zurückgeführt. Arbeitslosigkeit wird also unter sehr verschiedenen historischen Umständen ein regime- und demokratiegefährdender Einfluss zugeschrieben. Doch welche Wirkungen hat Arbeitslosigkeit auf Wahlbeteiligung und Parteipräferenzen: Mobilisierung, Radikalisierung oder Apathie? Dieser Frage geht Thorsten Faas in seinem zuvor bei der Universität Duisburg-Essen als Dissertation eingereichten Werk „Arbeitslosigkeit und Wählerverhalten“ am Fall von Deutschland seit den 1980er Jahren nach. Seine Ergebnisse sind dabei so interessant und gleichzeitig beunruhigend für die Demokratie Deutschlands, dass sich die Vernachlässigung dieses Themas in der deutschen Politikwissenschaft der letzten Jahrzehnte nachträglich als umso schmerzlicher erweist.

In einem beeindruckenden Kraftakt hat Faas Datenmaterial aus einer Vielzahl nationaler und internationaler Wahl- und Einstellungsbefragungen der letzten 30 Jahre zusammengestellt und analysiert. Besonderes Interesse weckt hierbei der Vergleich zwischen Ost- und Westdeutschland: nach der Wiedervereinigung entwickelte sich Arbeitslosigkeit in den neuen Bundesländern schnell vom weitgehend unbekanntem Zustand zum Massenphänomen (119). Faas untersucht deshalb, ob sich dieser drastische Bruch mit der Erwerbsorientierung des DDR-Systems in den politischen Reaktionen der ostdeutschen Wähler widerspiegelt. Ausgangspunkt für die umfassende empirische Analyse ist die These, dass Arbeitslosigkeit als sozialstruktureller Einflussfaktor keine natürlich gegebene direkte Wirkung auf das Wählerverhalten ausübt, sondern seine Wirkungen sich erst über bestimmte vermittelnde Mechanismen auf Wahlbeteiligung und Parteipräferenzen ergeben (25). Auch wird Arbeitslosigkeit nicht lediglich als dichotomes Merkmal untersucht: die subjektiven Arbeitslosigkeitserfahrungen ergeben sich bei Faas vielmehr aus der individuellen Erwerbskarriere sowie aus Erfahrungen auf verschiedenen Kontextebenen, in die ein Mensch eingebunden ist (39). So führt die Argumentationskette der Arbeit (66) von den unmittelbaren und kontextbasierten Erfahrungen über eine Vielzahl vermittelnder Faktoren, die sich wiederum auf die politischen Einstellungen auswirken und schließlich in dem eigentlichen Wählerverhalten münden. Vermittelnde Faktoren stellen hierbei finanzielle Folgen, Wahrnehmungen der allgemeinen und individuellen Wirtschaftslage, Gerechtigkeitsempfinden und zuletzt die globale